



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Klemperer, Victor: Clara Viebig

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Jan Witokfi sah sich bedächtig nach derselben um. Dann schlenkerte er das Rasiermesser ab, säuberte es an dem Ärmel seines Uniformrocks und nahm dem Verdugten die Serviette vom Halse.

„Aber, mein Lieber, so machen Sie doch weiter!“ rief der Beamte.

„Das darf ich nicht, wohlgeborener Herr Postinspektor. Nach neueren Bestimmungen muß ich Punkt 2 Uhr meinen Bestellgang antreten — und es hat eben geschlagen.“

Damit warf er die verhaßte Ledertasche über die Schulter und verließ das Dienstzimmer. Der Postinspektor bekam die andere Hälfte seines Antlitzes erst abends in der Stadt gesäubert.

Jetzt ist Jan Witokfi gestorben. Was es da oben auch zu tun geben mag — ich setze das Vertrauen in ihn, daß er sich auch dort unentbehrlich machen wird.



Clara Viebig

Von Victor Klemperer=Oranienburg



Es ist immerfort die Rede von der besonderen Subjektivität der Frauen; eine größere Objektivität aber, als sie zwei gegenwärtigen deutschen Dichterinnen eignet, scheint kaum denkbar. Zwar die Objektivität Ricarda Huch's ließe sich wohl in Zweifel ziehen, weil sich in dieser Dichterin zwei Geistesströmungen unaufhörlich bekämpfen, weil die klassisch, wissenschaftlich und historisch Gerichtete zugleich leidenschaftlich an romantische Willkür hingegeben ist und bisweilen das Sachlichste mit bunter Romantik schmückt, um dann aber auch wieder inmitten kapriziösester Phantasiegebilde ihr durchaus objektives Denken zu bewahren. Dagegen ist Clara Viebig so ganz auf das Objektive gestellt, daß sie im Subjektiven geradezu versagt.

Ihre ersten Romane, die sozusagen innerliche Autobiographien sind, entbehren des eigenen Gepräges, bringen kaum etwas anderes, als was in den neunziger Jahren hundertmal beschrieben wurde. Die Heldin der „Rheinlandstöchter“ und der „Dilettanten des Lebens“ ist das moderne Mädchen schlechthin mit seiner Sehnsucht nach Befreiung aus den Fesseln der Schicklichkeit und Gesellschaftsmoral, seinem Leben-, Lieben-, Individuellseinswollen. Die Lebensdilettantin unterscheidet sich von der Rheinlandstochter nur dadurch, daß sie außer an all diesen heißen Wünschen noch am Hunger nach Kunst leidet. Beide Mädchen leben in drückender Enge, jenes kostet die Qualen der Kleinstadt aus, dieses die Not der haltlosen Bohème. Clara Viebig, die in Düsseldorf aufwuchs und sich in Berlin zur Sängerin ausbildete, ehe sie ihren wahren Beruf erkannte, hat gewiß sehr viele der lebhaften und wohl gelungenen Gesellschaftsschilderungen dieser Bücher mit Herzensanteil nach eigenem Erleben gemalt. Und doch fehlt überall die Eigenart, und manchen anderen Verfassernamen könnte man sich auf dem Buchdeckel denken. Nur eine sachlich gehaltene Episode aus den „Rheinlandstöchtern“ — ein Kapitel aus dem Eifelhochland — weist auf die eigentliche Clara Viebig hin. Noch einmal zeichnete die Dichterin sich selber in ihrem Roman: „Es lebe die Kunst“, und

wieder fehlte das völlige Gelingen, wieder überwogen die durchaus typisch-modernen Schilderungen, diesmal aus den Berliner Börsen- und Kunstkreisen. Eine junge, sehr begabte, doch allzu naive Schriftstellerin kommt nach Berlin, um dort Erfolg zu finden. Die maßgebende Gesellschaft verhätschelt Elisabeth enthusiastisch und läßt sie fallen, als sie einen kleinen Bankbeamten heiratet.

Nun könnte man wohl die gelegentlich etwas schablonenhafte Ausführung dieser Werke daraus erklären, daß der Dichter immer einer gewissen Zeit und Übung bedürfe, um seiner Besonderheit auf die Spur zu kommen. Aber als die völlig reife Clara Viebig nach einer Reihe der tüchtigsten Leistungen auf rein objektivem Gebiet sich wieder einmal in subjektiver Tonart vernehmen ließ, da bot sie wieder nur etwas Schwächeres. Sie widmete die breite Erzählung „Einer Mutter Sohn“ ihrem kleinen Sohn, und ganz offenbar führte sie das Vollgefühl der eigenen Mutterwürde in die Irre. Die Dichterin schilderte die vergeblichen, tragisch endenden Bemühungen eines sehr und vielleicht allzu kultivierten Ehepaares um ein proletarisches Adoptivkind. Und sie hauchte nun aus einem persönlichen und wohl auch aus Augenblicksempfinden heraus diesen Einzelfall zum typischen Roman auf, derart, als wäre alles erzieherische Einwirken des geistig Hochstehenden auf den minder Entwickelten unmöglich, sobald die Blutsbande fehlen.

Clara Viebig muß ihr Ich fast ausschalten, sie muß sich mit der Sachlichkeit des Historikers durchbringen, um wahrhaft Künstlerisches zu schaffen. Wenn von ihren persönlichen Gefühlen nichts wirksam ist als das Mitleid mit allen Schwachen und Leidenden, das Verzeihen für jeden Strauchelnden, die Freude an herber Naturschönheit, wenn dies alles aber nur unter den eigentlichen Worten anklingt und diese selber nur berichten, rein sachlich das Ergründete berichten, dann einzig, aber dann auch immer, bietet Clara Viebig Kunstwerke. Das Registrieren dieser Werke schafft einige Schwierigkeit. Es sind vielleicht mehr geschichtliche und kulturgeschichtliche Arbeiten als dichterische. Besonders wenn man den Beruf des Historikers so hoch faßt, als es die aus den besten Geschichtsdarstellungen genommenen Maßstäbe gestatten oder fordern. Da handelt es sich ja auch nicht nur um den Bericht des Äußerlichen, der Taten und Zustände, da wird vielmehr auch den seelischen Ursprüngen, den Charakteren nachgegangen, wird auch jedes Landes und jeder Epoche Atmosphäre mitgezeichnet. Nimmt man als die Besonderheit des Dichters, daß er über das Ausmalen von Zuständen und Charakteren hinaus Entwicklungen biete, Wege andeute, die aufwärts führen, daß er nicht nur ein Gestalter, sondern irgendwie auch ein Priester und Prophet sei — dann ist Clara Viebig ganz gewiß keine Dichterin. Sie vermag keine Aufwärtsentwicklung zu schildern, weil sie an keine glaubt; die Seelen ihrer ungemein scharf gezeichneten Menschen bleiben im wesentlichen immer unverändert, der Ausblick ins Freiere, Größere, Reinere fehlt immer bei ihr. Aber dennoch besitzt sie eine Kunst, die über das Gebiet der noch so hoch aufgefaßten Geschichtsschreibung hinausgreift und eine offenbar rein dichterische ist, die Kunst, einen Einzelfall zu allgemeiner Bedeutung zu erheben, ihn zum Symbol zu gestalten, sozusagen eine Fackel aus ihm zu machen, die über den engen Umkreis des eben beschriebenen Feldes hinaus ein unabsehbares Gebiet beleuchtet. Diese Kunst ist ihr gewiß eingeboren; ihrer bewußt aber wurde sie sich erst durch die Vertiefung in Zolas Werke, deren Dichterisches eben in diesem Symbolisieren besteht. Ich habe es aus Clara

Viebig's eigenem Munde, in wie hohem Maße, wie überwältigend Zola auf sie gewirkt habe, und welche Freude es ihr gewesen sei, sich später einmal in einer französischen Zeitschrift die beste deutsche Züngerin des Franzosen genannt zu sehen.

Ein kurzer Vergleich mag zeigen, wie eng diese Verknüpfung zwischen Zola's und Clara Viebig's Schaffen ist. Zola schildert im „Germinal“ einen Zug streikender Bergarbeiter mit völlig realistischer Deutlichkeit. Dann plötzlich beleuchtet die untergehende Sonne Weg und Menschen. Alors, la route sembla charrier du sang, les femmes, les hommes continuaient à galoper, saignants comme des bouchers en pleine tuerie . . . Einige Herren und Damen, die den Zug aus ihrem Versteck betrachten, entsetzen sich. C'était la vision rouge de la révolution. Zu so gewaltiger Allgemeinheit erhebt Zola die armselige Gruppe dieser Streikenden; zu so dichterischer Symbolik erhebt sich sein „roman scientifique“. Hierneben stelle man nun einen Passus aus Clara Viebig's „Weiberdorf“. Die Dichterin schildert die Zustände in einem armen Eisdorfe, dessen Männer auswärts ihr Brot suchen müssen. Die sich selbst überlassenen Frauen halten sich alle an den einzigen jüngeren Mann des Ortes, an „das Pittchen“. Im Nachbardorf war Tanzfest. Das Pittchen hat zwei Frauen hinführen wollen, doch eine ganze Schar drängte sich ihm auf. Es wurde dann wild getanzt und getrunken. Der Mann ist völlig benebelt, als man heimkehrt; die Weiber umdrängen ihn, keine gönnt ihn der andern, jede will ihn für sich allein haben. Es ist Nacht, der Weg ist schwierig. „Ein Ungeheuer, vielfüßig, vielköpfig, schiebt sich langsam die Weiberschar bergab. Sie hat den Weg verloren. Über Gestein und Geröll, durch Acker und Gestrüpp, ohne Pfad wälzt sie sich zu Tal, mit fortreisend, was nicht Kraft hat, sich zu wehren. Einer Lawine gleich, die verheert und zerstört, furchtbar in fühlloser Lebendigkeit, unheimlich im unerbittlichen Vorrücken, todbringend in grausamer Geschlossenheit . . .“ Auch das ist eine vision rouge, auch hier liegt eine Verkörperung des weitaus Umfassenderen vor, und die jämmerliche Schar der Weiber aus der Eifel ist vergessen wie jene Gruppe streikender Arbeiter. Hier ist der bis zur Vernichtung grausame Trieb selber dichterisch dargestellt, wie dort die Revolution, und beide Bilder sind in genau übereinstimmender Technik gewonnen.

Man rühmt des öftern Clara Viebig's Vielseitigkeit; diese scheint mir gleichweise aus dem geschilderten Mangel wie Vorzug der Dichterin zu erwachsen. Sie hat das ungemein scharfe Auge für jeden Zustand und jeden Charakter, sie weiß im Besonderen das Allgemeine zu erkennen und es mit eigenartiger Kunst darzustellen. Sie braucht nicht auf das stark subjektive, sozusagen lyrische Erlebnis zu warten, mit dem sie künstlerisch doch nichts Rechtes anzufangen weiß, und sie braucht sich nicht über irgendwelche Aufwärtsentwicklungen, an die sie nicht glaubt, den Kopf zu zerbrechen. So vermochte sie denn im Roman wie in der Novelle, in der sie eben jenen von Zola gewiesenen Weg betreten hat, ohne sichtbare Anstrengung geographisch zu ihrer heimatischen Eifel, thematisch zu den Geschlechtsdingen mancherlei Neues hinzuzufügen.

In dem umfangreichen Roman „Das tägliche Brot“ gab sie ein breites Gemälde Berliner Großstadtlands. Aber hier gelang es ihr doch wohl nicht so völlig wie im „Weiberdorf“, jene symbolische Erhöhung und Verallgemeinerung herbeizuführen. Zumeist lernt man weniger das allgemeine Elend des niederen Volkes als die Not etlicher Kellerbewohner und Dienstmädchen kennen.

Bedeutend glücklicher war Clara Viebig in der dichterischen Eroberung des deutschen Ostens. Erleichtert wurde ihr diese Eroberung durch ihre genaue Kenntnis des Katholizismus, dessen mannigfache Einwirkungen auf das Volk sie bereits im Rheinischen studieren konnte. Seine guten und bösen Einflüsse auf die gegenwärtige Kultur hat sie mit grenzenloser Objektivität beschrieben, und wie sie den katholischen Eifelbauer zu zeichnen wußte, so vermochte sie sich auch in die Seele des katholischen Polen, des Knechtes, des Geistlichen, der Erotik und Religion verkoppelnden Frau hineinzudenken. Das macht aus ihrer östlichen Erzählung „Absolvo te“ einen wahrhaften Roman, ein Stück Kulturgeschichte des Katholizismus. Aber Clara Viebig sah mehr als nur dies Eine, sie sah das Ringen zweier Stämme, zweier Geistesrichtungen um den deutschen Osten. Ihr Roman „Das schlafende Heer“ schildert das ganze tragische, vielverschlungene Kampfgewühl der Deutschen und Polen um die Ostmark. Zum ersten Male wohl seit Friedrich Spielhagen schöpft hier der deutsche Roman aus der politischen Zeitgeschichte, zum erstenmal vielleicht wird hier neben das Individuelle und Soziale wieder das Politische gestellt, der lange vernachlässigte, unendlich spröde und doch unendlich wertvolle Stoff des Dichters. „Das schlafende Heer“ hat manches vor den Spielhagenschen Werken voraus; oft ist die Sprache natürlicher, die Beobachtung des Realen genauer, auch fehlen die romanhaften Verkettungen. Aber in einem steht der Viebig'sche Roman doch hinter denen des alten, heute gern belächelten Mannes zurück. In den „Problematischen Naturen“, in der „Sturmflut“ und ihren Geschwistern wird der Leser noch heute an allem Verkehrten und Vergilbten vorbeigerissen, weil immer einer da ist, der ihn weiterführt, irgendwohin ins Freiere, Höhere, und wenn das Buch zu Ende ist, ist es noch immer nicht aus, ein Weg führt weiter. Und diese Führung eben fehlt bei Clara Viebig. Sie schildert den verzweifelnden Deutschen und den gleichgültigen, sie schildert das polnische Volk mit seinen guten und bösen Kinderinstinkten, in seiner Vertierung durch Sklaverei, Aberglauben und Alkohol, schildert den von beiden Parteien mißachteten Juden, schildert als eigentlichen Landverderber den fanatischen Alerus. Sie läßt eine große Friedenssehnsucht durch ihre Dichtung klingen, die für niemand Partei nimmt und alle bemitleidet — aber eben nur die Sehnsucht nach Frieden. Der Friedenssäemann fehlt, den Erlöser, den Führer zu zeigen, ist nicht Clara Viebig's Sache. In allem Kulturhistorischen des zeitgeschichtlichen Romans ist sie ein gut Teil über Spielhagen hinausgekommen, das wegweisend Dichterische des Alten ist ihr versagt.

Das gleiche macht sich besonders bemerkbar, wo Clara Viebig die unmittelbare Gegenwart verläßt und in die Vorzeit der jüngsten Vergangenheit zurückgreift. Sie hat in der „Wacht am Rhein“ eine so eigenartige wie bedeutende Chronik ihrer Vaterstadt Düsseldorf für den Zeitraum 1830 bis 1870 gegeben. An kulturhistorischem Wert darf sich dies Buch gewiß mit Freytags „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“ messen. Und an dichterischen Schönheiten, an wahrhaften Charakteren ist der Roman überströmend reich. Er schildert das Schicksal des Feldwebels Rinke und seiner Familie. Rinke fühlt sich nicht glücklich in seiner Düsseldorfer Garnison. Er ist ein starrer „Preuß“, durch und durch soldatisch, königstreu, protestantisch. Sein Vater fiel bei Waterloo; er will ihm Ehre machen. Frau Trina, die Tochter eines rheinisch behäbigen katholischen

Gastwirts, versteht wenig vom Wesen ihres Mannes, und die Eheleute werden sich bald fremd. Auch mit den Söhnen findet der Feldwebel keinen rechten Zusammenhang. Einer steht ihm 1848 auf der Barrikade gegenüber; darüber kommt der Alte nicht hinweg und erschießt sich nach dem Kampf. Freude gehabt hat er nur an seiner Tochter. Josephine lernte exerzieren, lernte die „fünf Elemente“ des preußischen Soldaten: „Treue, Tapferkeit, Gehorsam, Pflichtgefühl und Ehre“ — aber „über alles die Ehre“. Das schrieb ihr der Vater auf einen Zettel, und den gibt die Witwe 1870 ihrem Sohn mit ins Feld. Der junge Künstler hat erst um sein Leben gebangt, das eigene Leben, die ersehnte Kunst war ihm mehr als Deutschlands Geschick. Und dann, bei Spichern sterbend, schreibt er mit seinem Blut unter den Zettel: „Liebe Mutter, adju“, und die Einsame findet Trost daran... So zwingt die Dichterin in eine ergreifende Familiengeschichte die gewaltige Historie des werdenden Reiches. Und doch — wie bedrücklich ist das ganze Werk! Was ein geradaufsteigendes Werden ist, bedeutet für Clara Viebig nur einen traurigen Kreislauf, aus dem sie nur eine Lehre schöpft, die des Mitleidens mit Freund und Feind, mit allen. Das Große, für das diese Menschen, teils unbewußt, teils stolz bewußt, leiden — sei es das Vaterland oder die Freiheit oder die fortschreitende Kultur — sie vermag an das Bestehen solch eines Hohen nicht zu glauben. Gewiß, nach dem Kriege mit Frankreich werden am Rhein doppelt so viele Fabriksschöte rauchen als vorher. Aber — scheint sie immer wieder zwischen den Zeilen zu fragen — ist dies ein Höheres? Wird es nicht nur ein doppelt so großes soziales Elend, ein doppelt so hartes Ringen ums tägliche Brot bedeuten? Jenes Ideal, jener Aufschwung besteht für sie nur in den suggestionsfähigen Köpfen einfältiger Menschen; ihr selber bedeutet das alles keine Wahrheit, und so kann sie nur unendliches Mitleid mit den Betrogenen und Leidenden lehren.

Dieselbe Bedrücklichkeit geht von dem jüngsten, wiederum historischen Werk der Dichterin aus. Und hier ist das noch peinlicher spürbar, weil diesmal die Weite des historischen Umfassens fehlt, sodann auch, weil diesmal gerade das eigentliche Romanthema einem Bündel novellistischer Einzelheiten gegenüber zu kurz kam. „Die vor den Toren“ sind die Bauern von Tempelhof, deren Bauerntum die junge Reichshauptstadt — das Buch beginnt mit dem Truppeneinzug von 1871 — den Garauß macht. Es ist das ein trauriges Sterben; die Bauern erliegen nicht einem gigantischen Gegner noch tapferer Gegenwehr, sie werden vielmehr durch das städtische Geld vergiftet und nehmen das Gift so gern. Daß denen vor den Toren die heroische Starrheit fehlt, sich gegen ein Unaufhaltsames zu stemmen, mag historisch richtig sein; daß aber dieses Unaufhaltsame selber aller Größe ermangelt, ist historisch unrichtig und — darauf kommt es an! — poetisch erst recht unrichtig. Denn dadurch beraubte Clara Viebig ihr Buch aller ins Allgemeine deutenden Tragik und setzte an ihre Stelle das Peinliche. Erwärmen kann man sich nur für einige Gestalten, deren Schicksal sich nun aber, da jene Größe des Zusammenpralls zwischen Stadt und Dorf gänzlich fehlt, ebensogut an irgendeinem anderen Platz und zu irgendeiner anderen Zeit abspielen könnte. — Tragik, die hier fehlt, liegt vielleicht in Clara Viebigs eigenem Wesen: ihr machtvolleres Können zwingt sie zur Gestaltung des Großen, und sie ermangelt doch des Glaubens an Großes.